

Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll

## Wo Politik die Gefühle anrührt

*Prof. Dr. Hans-Otto Mühleisen*

### **Ein Beitrag aus der Tagung:**

Sprache und Politik

Bad Boll, 23. – 25. Oktober 2009, Tagungsnummer: 520609

Tagungsleitung: Kathinka Kaden

---

### **Bitte beachten Sie:**

Dieser Text ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers/der Urheberin bzw. der Evangelischen Akademie Bad Boll.

© 2009 Alle Rechte beim Autor/bei der Autorin dieses Textes

Eine Stellungnahme der Evangelischen Akademie Bad Boll ist mit der Veröffentlichung dieses Textes nicht ausgesprochen.

Evangelische Akademie Bad Boll  
Akademieweg 11, D-73087 Bad Boll  
E-Mail: [info@ev-akademie-boll.de](mailto:info@ev-akademie-boll.de)  
Internet: [www.ev-akademie-boll.de](http://www.ev-akademie-boll.de)

## Wo Politik die Gefühle anrührt

*Prof. Dr. Hans-Otto Mühleisen*

Gestatten Sie mir das Privileg, nicht mit einer harten Definition des Gefühls zu beginnen, sondern den Begriff im Laufe dieses Beitrags eher spielerisch im Wechsel mit Emotion oder gar Seele zu verwenden. In der populären Literatur zum Glück findet sich dazu folgende Formulierung: »Tief innerlich in seiner Seele, in diesem Raum, dessen eigentümliche Energie in der Bewegung von Gefühlen zum Ausdruck kommt, ist der Mensch berührt vom Sinn...«<sup>1</sup> Verena Kast deutete: »Unter Gefühlen versteht man anlagemäßige Tendenzen zum Erleben, zum Beispiel Liebe, Hass, Neid usw...«<sup>2</sup> Karl Jaspers nannte sie »wurzeltiefe Seelenbewegungen.«<sup>3</sup> Gefühl und Seele werden nahe beieinander gesehen. Was unter Politik zu verstehen sei, darüber gibt es wohl auch unter uns ebensoviel Grundkonsens wie Differenzen, zumindest was richtige Politik sei. Einen Arbeitsbegriff hierzu will ich Ihnen ebenfalls anbieten.

Man hat die Bilder vor Augen, die sich nach jeder Wahl gleichen, die schier fassungslos enttäuschten Gesichter der Verlierer, die die Bitterkeit der Niederlage artikulieren und eine Analyse der Gründe als Reaktion ankündigen. Fast noch dramatischer sind oft die Reaktionen nach innerparteilichem Scheitern, so etwa die Flucht des eben zurückgetretenen SPD-Vorsitzenden Kurt Beck durch den Hinterhof: nur jetzt nicht auch noch etwas sagen müssen. Rührt Politik da Seelen an? Es steht zu vermuten und gilt wohl insbesondere dann, wenn die, die Politik repräsentieren und machen, am liebsten dazu nicht mehr sagen würden. Doch es gibt auch die andere Seite, so etwa wenn ein frisch gewählter bayerischer Ministerpräsident vor einem Jahr ankündigte, dass er für das Glück der Bürger sorgen wolle. Wollte er da sagen, dass er eine Politik plant, die auch an die Gefühle, man mag auch sagen die Seele rührt? Ich will angesichts seines derzeitigen Gesichtsausdruck nicht spekulieren, ob er sich momentan im Stande fühlt, für Glück zu sorgen, Und wie rührt der unübersehbare Stolz des Wahlsiegers, in dem die Ahnung der Kardinalsünde von »superbia« durchscheint, an das Geflecht zwischen den eigenen Gefühlen und denjenigen der Regierten?

Zunächst jedoch setzt das Thema meines Vortrags zwei Phänomene in Beziehung, die im Alltagsbewusstsein wohl wenig gemein haben. Auch wenn man Politik nicht gleich mit einem »garstig Lied« gleichsetzt, so meint man die mit ihr assoziierten Inhalte und Formen der Auseinandersetzung zunächst kaum mit Fragen aus der Welt der Seele verknüpfen zu können. Insofern will ich im Hinblick auf die ausgewählten Beispiele dem Vortrag auch den Untertitel »Wo Politik die Gefühle nicht anrührt« mitgeben. Die Fragestellungen der beiden Richtungen und in der Folge auch die Art des Wissens unterscheiden sich ebenso wie die ganz unterschiedlichen Zugangswege zum Wissen dieser beiden Lebenswelten.

Zwei Überlegungen führen zu der Unterschiedlichkeit der Bereiche von Politik und Gefühlen. Zum ersten zur Politik: Die Tatsache, dass sich Muster und Deutungen der Politik etwa im Zuge der so

---

<sup>1</sup> Wilhelm Schmid, Glück, Frankfurt 2007, 52.

<sup>2</sup> Verena Kast, Freude Inspiration Hoffnung, Olten 1991, 30..

<sup>3</sup> Karl Jaspers, Allgemeine Psychopathologie, Berlin 9/1973, 91,

genannten Finanzkrise der letzten Jahre geändert haben, zeigt, dass es sich bei ihr um ein Phänomen mit äußerst schnell veränderbaren, schnelllebigen Anteilen, oft Umbrüchen, handelt, während man von der Seele, unabhängig von deren jeweiligem Verständnis, annimmt, dass ihr etwas Dauerndes, für viele bis hin zum Ewigen eignet. Konkreter formuliert: Auch wenn die Banken und ihre Köpfe nach der angenommenen Rettung der nationalen und globalen Finanzsysteme ihre Macht und vor allem ihre Alimentierung in alter Stärke restituieren wollen, wird es um das Verhältnis der Politik zur Finanzwelt anders bestellt sein als zuvor. Möglicherweise werden Veränderungen anders in ihrer Art, aber ähnlich tiefgehend sein wie nach der Kubakrise, dem Ende des Ostblocks oder dem 11. September. In jedem der genannten Fälle haben die Geschehnisse gezeigt, dass das bisherige Wissen und die bisherige Orientierung politischen Denkens und Verhaltens nicht genügten oder wenigstens nicht ausreichten, um dem letzten Ziel politischen Handelns, Gerechtigkeit und Frieden zu schaffen, zu entsprechen. Es ist ein Spezifikum gerade auch der Wissenschaft von der Politik, dass ihr bisweilen die Gegenständen abhanden kommen oder sich in einer Weise verändern, dass gängige Deutungsmuster nicht mehr taugen. Ein nachdrückliches Beispiel hierfür war das Ende der DDR, deren als langfristig angenommene Existenz noch im Frühjahr 1989 Grundlage eines politikwissenschaftlichen Kongresses zur vergleichenden Analyse der beiden deutschen Staaten war. Den Gefühlen dagegen werden ihre Formen und Reaktionen, Neid, Stolz, Sinnen auf Revanche nicht verloren gehen. Die Bedeutung der Zeitdimension ist einer der wesentlichen Unterschiede zwischen Politik und Gefühl.

Solches gilt auch für politische Entwicklungen unter dem Vorzeichen der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise. Hatte davor die Politik quer durch fast alle Parteien unter Stichworten wie Deregulierung die Unabhängigkeit von Wirtschaft und Banken als unabdingbare Voraussetzung ökonomisch erfolgreicher Politik postuliert, so werden danach selbst im neoliberalen Gedankengut oder im Bankenorientierten Großbritannien effektive Formen der Kontrolle nicht mehr als reines Teufelswerk apostrophiert. Lange konnte ohne viel Widerspruch kolportiert werden, dass Arbeitsplatzabbau Ausweis ökonomisch weitsichtigen Handelns im Sinne des Gemeinwohls sei. Letztlich legitimiert wurde diese Einstellung durch Denkweisen wie sie sich etwa im Grundsatzprogramm der CDU von 1994 finden: »Markt und Wettbewerb sind zentrale Elemente unserer Wirtschaftsordnung und ermöglichen Freiheit durch Dezentralisation von Macht ... Der freiheitlichen Demokratie entspricht der Markt als Organisationsform der Wirtschaft.« Dabei übersah man, dass die Konsequenzen und Korrekturmöglichkeiten freiheitlichen Handelns in Politik und Ökonomie grundverschieden sind: Neuwahl steht gegen Insolvenz. Die auf solche Grundsätze kritisch reflektierende wissenschaftliche Literatur unterschiedlicher Disziplinen beklagte zwar die Machtverschiebung von der Politik zur Ökonomie etwa unter dem Schlagwort der »Unregierbarkeit« als Funktionsverlust der Politik, die angesichts der Globalisierung nicht mehr in der Lage sei, Maßstäbe und Regeln für das eben erwähnte Ziel, Gerechtigkeit und Frieden zu schaffen, zu setzen und durchzusetzen. Aber auch die wissenschaftliche Literatur ging davon aus, dass dies ein Dauerzustand sei und sich Negatives allenfalls im Rahmen traditioneller Konjunkturzyklen ereignen könne. Nun wurde wie in einem Wimpernschlag der Zeit vieles ganz anders. Die Finanzkrise führte zu einer Form staatlichen Eingreifens, die der angenommenen Überlegenheit der Ökonomie sowie dem allgegenwärtigen Trend zur Privatisierung und zum Gang an die Börse in einer Weise Schranken setzte, die noch vor kurzem als Staatssozialismus gebrandmarkt worden wäre. Freilich gibt es keine sichere Prognose, ob dies auf längere Zeit Wirkung zeigt oder ob die Macht des Geldes, die Gier, von der nun alle sprechen, wieder die Oberhand gewinnt. Anzeichen verweisen in dieser Richtung. Statt mancher theoretischer Literatur empfehle ich hierzu die Lektüre von Hauffs Märchen »Das kalte Herz«.

Bemerkenswert an dem Vorgang ist auch, dass das Thema »Vertrauen« in einer Weise traktiert wurde, die vermuten lässt, dass durch die – real kaum vorstellbare – Höhe der zur Rettung der Banken zur Verfügung gestellten Beträge nicht nur das Vertrauen in sie, sondern auch das in die Handlungsfähigkeit der Politik wieder hergestellt werden soll. Die Vorstellung, dass die Effektivität politischen Handelns vor allem über beeindruckende Zahlen vermittelt werden kann, bestimmt das Handeln vielen Politikfeldern, so etwa auch bei der Bildung, wenn als Ziele genannt werden – durchaus anstrebenswert – die Zahl der Schul- und Ausbildungsabbrecher zu halbieren oder die Quote der Studienanfänger auf 40% eines Jahrgangs zu erhöhen. Dass dies und anderes ausschließlich unter ökonomischen Vorzeichen begründet wird und derentwegen auch der Wettbewerb der Elitehochschulen weiter gefördert wird, dabei freilich Fragen nach Inhalt oder Sinn der Bildung für den Einzelnen oder die Gemeinschaft erörtert werden, ist symptomatisch für die fortdauernde ökonomische Indienstrahmung und Fremdbestimmung mancher gesellschaftlicher Bereiche, die dafür nicht geeignet sind und denen dadurch das Proprium des Humanen und der Sinn für das Allgemeine verloren geht. Zusammengefasst lege ich den folgenden Überlegungen ein Politikverständnis zu Grunde, das auf der Ebene der Theorie das Glück des Menschen in der Gestalt von Sicherheit, Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrung seiner Würde als oberstes Ziel benennt, auf der Ebene der Realität von den nach allseitig respektierten Regeln ausgetragenen Konflikten und notwendigen Kompromissen lebt und schließlich mit den Methoden demokratischer Konkurrenz und meist unter Zeitdruck anstehende Fragen zu lösen sucht. Auch in der schärfsten Auseinandersetzung sollte die Orientierung an den Ideen der theoretischen Ebene noch wirken und spürbar sein.

Damit sind wir fast natürlich bei der Psyche angelangt, von der wir wohl alle nicht wissen, was das eigentlich ist. Dieses Nichtwissen, das Nie-Gesehen-Haben ist unabhängig davon, ob man sich ihr als Naturwissenschaftler nähert und so weit in die Erforschung des Gehirns eingedrungen ist<sup>4</sup>, dass man den Ort fast jeder Gemütsregung kennt und dort auch manipulieren könnte, oder ob man sich der Seele als Gläubiger nähert, der eine Unsterblichkeit der Seele annimmt und auch nichts Sicheres über ihren Ort zwischen Inkarnation am Lebensanfang und Transzendenz an dessen Ende sagen könnte. Und dennoch halten wir in je verschiedener Weise daran fest, dass es da etwas gibt, was Sinn macht, dass ich als Person – eine Weile – auf dieser Welt bin und dass ich dieses Leben mit- und füreinander gestalte. Die Mythen und die Kunst haben für diese Art des Wissens ihre eigenen Darstellungsweisen. Oft spielt der Engel im Traum, den man nicht sieht, aber den man hören kann, wenn man dazu bereit ist eine wichtige Rolle. Erinnert sei allein an die Träume im Umfeld der Geburt Christi, die, weil sie befolgt wurden, Weltpolitik und Weltgeschichte mitbestimmt haben. Das Entscheidende dabei ist, dass die Träume immer wieder Menschen dazu bewogen haben, etwas zu tun außerhalb oder sogar entgegen allgemein geltender religiöser oder politischer Vorgaben, also etwas zu tun, das sie selbst aus einem Wissen heraus bestimmt hatten, dessen Grund in der Außenwelt nicht fassbar und erkennbar war.

Wir bewegen uns damit auf ein Verständnis von Seele zu, das uns einen anderen Weg als Naturwissenschaft, die antike Philosophie oder traditionelles Glaubensgut vorstellen. Ein Herzchirurg sagte dieser Tage nach den Erfahrungen von eigener Atemnot und daraus gezogenen Konsequenzen: »Letztlich muss man versuchen, sich in diesem fremdbestimmten Leben selbst zu bestimmen. Da muss man wahnsinnig Hürden überschreiten, manchmal klappt das auch nicht, aber irgendwann lernt man es. Das Ziel ist nicht wichtig, der Weg ist es.« (BZ 23.10.08) Diese spontane Interviewäußerung

---

<sup>4</sup> Als Überblick: P. Janich, Kein neues Menschenbild, Zur Sprache der Hirnforschung, Frankfurt/M. 2009, W. Singer, Ein neues Menschenbild? Gespräche über Hirnforschung, Frankfurt/M. 2003 (Nachdr. 2008), F. Bommer, Hirnforschung und Schuldstrafrecht, Festvortrag Dies Academicus Luzern 24.10.2007.

lässt sich einbetten in eine Vorstellung von Seele, wie sie der amerikanische Psychologe Mihaly Csikszentmihalyi im Hinblick auf sein Modell der Flow-Erfahrung (im Fluss sein) entwickelt hat. Wie für andere hat auch für seine Untersuchungen die Frage Vorrang, unter welchen Vorzeichen es den Menschen gut geht, also weniger die Frage nach dem Defizitären oder den schlechten Erfahrungen. Dabei stellte er z.B. bei Arbeitnehmern fest, dass diese dann besondere Energien einsetzen, wenn sie für einen Zweck und nicht nur für ihren Lebensunterhalt arbeiteten. Zwar kann der Lohn, zumal verbunden mit der Erwartung auf Aufstieg in der Hierarchie ein hinreichendes Motiv für eine ausreichende Arbeitsleistung sein, um »sein Bestes« zu geben, reicht jedoch das Einkommen nicht aus, sondern dafür »ist eine Vision notwendig, ein übergreifendes Ziel, das der Berufsarbeit einen Sinn verleiht, so dass der Arbeitende sich über seinem Tun vergessen kann. Die wichtigste Komponente einer solchen Vision ist das, was wir als Seele bezeichnen können.« Religiös oder nicht, ist im Denken wohl der meisten Menschen verankert, »dass es eine Lebensessenz gibt, die sich nicht auf die Substanz des menschlichen Organismus reduzieren lässt«.

Naturwissenschaftlich gesprochen ist das, was ich hier in Anlehnung an Csikszentmihalyi Seele, den Ort der Gefühle nennen will, »eine Manifestation der Komplexität, die unser Nervensystem erreicht hat«. Über die Pflanzen, denen die Philosophen früher eine vegetative Seele zusprachen, und über die Tiere mit einer als »sensitiv« bezeichneten Seele – Hunde können eindrucksvoll träumen – entwickeln sich die Menschen, die erkennbar etwas wünschen, wollen, hoffen, lieben, planen und – oft unerklärlich – auch das Gegenteil können. Der entscheidende Schritt des Menschen über das Fühlen des Tieres hinaus war ein Grad der Komplexität des Nervensystems, der es möglich machte, quasi von außen, also selbstreflektiv das Wollen und Fühlen anzuschauen und nach seinem Sinn zu fragen. Seele wäre demnach der Ort der Sinnsuche und der Sehnsucht. Gutes Leben käme dann zustande, wenn man sich, wie eben zitiert, auf den selbst bestimmten Weg macht.

Dieses Verständnis von Seele als Sitz der Gefühle soll keine essentielle, sondern eine pragmatische Definition für die hier behandelte Thematik sein. Sie hat den Vorzug, dass sie einerseits naturwissenschaftlich abgesichert und weiter zu entwickeln ist und dass sie andererseits offen bleibt für die vielen Glaubenssystemen eigene Vorstellung, dass die menschliche Seele teilhat »an der von Gott in unsere Körper gepflanzten göttlichen Essenz«. So trägt sie nicht nur dem erwähnten Nichtwissen Rechnung, sondern gibt sowohl einem naturwissenschaftlichen als auch einem religiösen Zugang seinen je eigenen Raum. Umgangssprachlich – hier nochmals im Anschluss an Csikszentmihalyi – hat die Seele noch eine weitere Dimension. Wenn wir von einem seelenlosen Banker sprechen, heißt das nicht, dass dieser nicht denken und fühlen kann, sondern nur dass er sich in seinem Geschäftsgebaren ausschließlich an eigennützigen Zielen orientiert. Wenn einer entsprechend seiner Seele handelt, die offenkundig auch Orientierungswissen bereithält, so nutzt er die Energien auch, um mit anderen in Kontakt zu treten und »sich ihrer anzunehmen«. Im Christentum, ähnlich auch in anderen Religionen, wird dies mit dem Satz aufgegeben: »Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst.« Seele manifestiert sich demnach außer in der Frage nach dem Sinn des eigenen Lebens in spezifischen Formen der Außenbeziehung wie Empathie, Verantwortungsgefühl oder caritativem Handeln. Dass dies wiederum für ein sinnvolles Leben des Einzelnen essentiell notwendig ist, gehört zu den ältesten Wissensbeständen unterschiedlicher Disziplinen und Religionen. »Die Tatsache, dass einem materiellen Organismus die Fähigkeit zugekommen ist, in die Sphäre anderer Wesen \*hinaus\*zulangen und sich selbst als Teil eines kosmischen Systems zu sehen, ist ein außergewöhnlicher Schritt in der Evolution.« Seele ist so im Hinblick auf ihre Funktion eine Art überschüssiger Energie, die sich in Visionen von Veränderung und Verbesserung investieren lässt und sich in ehrenamtlichen Tätigkeiten, in Stiftungen und anderen Verhaltensweisen manifestiert, die man herkömmlich mit dem Merkmal großmütig verbindet.

Csikszentmihalyi definiert Vision »als die antizipierte Entwicklung einer Organisation, die sich ihrer eigenen Potentiale bewusst geworden ist«. »Der Wunsch nach einem Leben, das über die materielle Existenz hinaus Sinn und Bedeutung hat, ist das wichtigste Anliegen der Seele.«

So kommt Csikszentmihalyi wiederum ganz natürlich dahin, dass Menschen, die selbstbestimmt Sinn finden und in Handeln umsetzen, eben deswegen mühelos zu so genannten Flow-Erfahrungen kommen, Erfahrungen, bei denen Anforderungen an und Fähigkeit zu Handlungen sich auf einem möglichst hohen Niveau entsprechen. Die Grundstimmung bei einer Tätigkeit mit Flow-Erfahrung, für die er als Beispiele immer wieder Kletterer, Chirurgen aber auch Unternehmer nennt, ist ein Optimismus, der den Einzelnen anderen Menschen mit positiver Einstellung, d.h. mit einem grundsätzlichen Vertrauen begegnen lässt. Im Geschäftsleben ist Vertrauen ein so zentrales Erfordernis, »dass man sich ohne den Glauben an die grundsätzliche Aufrichtigkeit der Menschen kaum betätigen könnte, ohne paranoid zu werden«. Wenn man seine Bücher durchschaut, so hat Csikszentmihalyi als Beispiel für einen Menschen mit Flow-Erfahrung nie einen Politiker genannt. Das verweist unmittelbar auf die Fragestellung des Themas, wo Politik die Seele anrührt. Die These für die folgenden drei beispielhaften Überlegungen ist, dass die Politik wenigstens einigen, vermutlich eher vielen Mechanismen bis hin zu Gesetzmäßigkeiten unterliegt, die der menschlichen Seele in dem hier vorgestellten Modell entgegenstehen, ja sich ihm entgegen stellen. Personifiziert wird die Politik dabei nicht nur in den sie gestaltenden und ausführenden PolitikerInnen, sondern auch in den BürgerInnen und deren Erwartungen und Bildern von Politik.

Ein erstes Beispiel ist das komplexe Verhältnis wechselseitigen Vertrauens. Wenn dem angeblich von Lenin stammenden Spruch »Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser« etwa 85 % der Bevölkerung zustimmen, sind die restlichen noch knapp 10% wohl diejenigen, die nach Umfragen heute noch Vertrauen in die Politik haben. Dabei wird nicht nur von den Politikern im Hinblick auf die Wahlentscheidung um Vertrauen geworben, sondern das Vertrauen, in einer entsprechenden Relation zu einem ebenso notwendigen Misstrauen, ist für das Funktionieren und den Bestand einer Demokratie geradezu unabdingbar. Was bedeutet es aber für die Seelen, wenn zwar auf Bundesebene immerhin noch etwa 60% der Bevölkerung wählen gehen, wenn man denen, die man wählt – und dazu gehören auch die Protestwähler – nicht mehr zutraut anstehende Probleme zu lösen? Der Vergleich hat Schwächen, aber was bedeutet es für die Seele eines Menschen, wenn er bei der Eheschließung annimmt, mit dem Partner sowieso keine Zukunft gestalten zu können? Es gibt für dieses Verhalten einige schnelle Erklärungen, so etwa dass man im Zweifelsfall eben immer noch das kleinere Übel wähle. Freilich auch das kleinere Übel wählt man nur dann, wenn man diesem kleineren Übel wenigstens noch einen kleinen Vertrauensvorschuss gibt. Und die Erfahrung der immer schnell absinkenden Zustimmungswerte nach den Wahlen macht deutlich, dass auch dieser kleine Vertrauensvorschuss nach der Wahl sehr schnell aufgebraucht ist und die Enttäuschung – auch wenn man nur das kleinere Übel gewählt hat – entsprechend groß ist.

Zum genaueren Verständnis ist noch etwas definitorische Arbeit über den hier als politische Kategorie verwendeten Vertrauensbegriff notwendig. Sicher ist sinnvolles Leben ohne Vertrauen nicht möglich. Vertrauen eröffnet in der Regel mehr Möglichkeiten, als wenn man ohne Vertrauen lebt. Hilfreich ist dazu eine Klärung über die Art oder auch Tiefe des Vertrauens, dazu ein einfaches Beispiel: Sie gehen auf den Markt oder in ein Geschäft um einen Apfel zu kaufen. Das geht nicht ohne Vertrauen in verschiedenen Richtungen. Am wichtigsten ist wohl, dass er innendrin nicht faul ist, dann das Vertrauen, dass er nicht gespritzt ist, dass die Angaben über das Herkunftsland stimmen und schließlich, dass er, wie auf der Bezeichnung steht, mehr oder weniger süß oder säuerlich ist. Schon mit diesen unterschiedlichen Vertrauensarten wird verständlich, dass dementsprechend größere und

kleinere Enttäuschungen zu erwarten sind: Von der Ungenießbarkeit über die Gesundheitsgefährdung, dem schlechten Gewissen, nicht »regional« eingekauft zu haben, bis zur kleinen Enttäuschung, dass der Apfel ein bisschen saurer als angenommen ist. Dass sich diese Bilder auf Vertrauensverhältnisse in der Politik anwenden lassen, liegt nahe. Das gilt auch für Personen und Institutionen: Weshalb vertraut man dem Apfelverkäufer auf dem Bauernmarkt? Entweder weil man gerade hier durchkommt und keine andere Chance hat, einen Apfel zu erwerben. Das wäre so etwas wie blindes Vertrauen. Das Üblichere ist, dass man häufiger über diesen Markt kommt, die Bauersfrau schon kennt und daraus Vertrauen gewachsen ist. Als es noch stabile gesellschaftliche Bindungen gab, war dies auch in der Politik ein gängiger Typus des Vertrauens. Gewachsenes Vertrauen hatte Wahlentscheidungen lange stark beeinflusst. Der Wechselwähler galt als wankelmütig und Stimmverschiebungen von mehr als drei Prozent als Erdrutsch. Wir wissen, dass sich diese stabilen gesellschaftlichen Bindungen als Impuls für Wahlentscheidungen aufgelöst haben.

Es gibt noch eine ganze Reihe anderer Möglichkeiten, weshalb man Vertrauen in eine Apfelverkäuferin gewinnen können. Sie steht z.B. in einem Bioladen – die Assoziation zum Politiker einer bestimmten Partei liegt nahe – und dieser hat schon von vornherein eine höhere Reputation für eine bestimmte Qualität seiner Ware: der Apfel kann eigentlich gar nicht gespritzt sein. Man kann den Apfel auch im Supermarkt kaufen, dann vertraut man darauf, dass einmal das Geschäft selbst, aber auch die Behörden ihre Kontrollen durchführen, d.h. hier vertraut man nicht mehr dem Verkäufer, sondern der Institution. Hier ändert sich das personale Vertrauen zum Vertrauen in Institutionen, was sich wiederum direkt zur Politik übersetzen lässt, wo etwa das BVerfG ein weitaus höheres Vertrauen genießt als politische Parteien. Dass auch der Verkäufer darauf vertrauen muss, dass der Käufer nicht weggeht ohne zu bezahlen oder dieser einen falschen Geldschein verwendet, lässt Assoziationen zum notwendigen Vertrauen der Politiker in die Wähler einfach herstellen. Wenn im Supermarkt jeder größere Geldschein durchleuchtet und auf Echtheit überprüft wird, zeigt sich, dass auch hier die Kontrolle das Vertrauen relativ eindeutig ersetzt. Mit diesem Apfelbeispiel wird deutlich, dass Vertrauen ein Begriff für eine in der Regel wechselseitige Beziehung ist. Das gilt in besonderer Weise im Bereich der Politik. Vertrauen ist demnach eine überlebensnotwendige Möglichkeit zur Reduktion von Komplexität. Noch mal zurück auf das Apfelbeispiel. Wenn Sie beim Apfelkauf alle Eventualitäten, die möglicherweise schief gehen könnten, rational kontrollieren oder wie auch immer ausgeschaltet wollten, könnten Sie kaum je genussvoll in einen Apfel beißen. Man würde nie fertig werden mit den Kontrollen, irgendwann muss man vertrauen. Und genau dies ist in etwa die Definition des notwendigen Vertrauens in der repräsentativen Demokratie.

Vertrauen in der Politik ist mit der Erwartung verbunden, dass derjenige dem sie Ihre Stimme geben, damit verantwortungsvoll umgeht. Das kann freilich Mehreres und je nach Gegenstand auch Unterschiedliches beinhalten: sowohl dass er sich entsprechend den Wünschen der jeweiligen Interessengruppe verhält oder aber im Interesse des Gemeinwohls handelt. Die Erwartung freilich, dass die Entscheidung des Gewählten mit dem korrespondiert, was der Wähler selbst im konkreten Fall sich wünschte, kollidiert von vornherein mit dem ebenso selbstverständlichen Risiko gegenläufiger Entscheidungen. Aus diesem Dilemma können nur Einstellungsveränderungen auf beiden Seiten herausführen, auf Seite des Wählers das Wissen um die Wahrscheinlichkeit der abweichenden Entscheidung, was man gemeinhin als Frustrationstoleranz bezeichnet wird, was freilich kein Appell zur politischen Sedierung sein soll. Auf Seiten der Politik ist es notwendig, von der Selbstdarstellung weitgehender Unfehlbarkeit und vor allem der Behauptung umfassender Lösungsmöglichkeiten Abstand zu nehmen. Beide Aufgaben sind für die Betroffenen schwierig, sie zeigen jedoch einen Weg, wie Vertrauen, das sowohl eine Kategorie der Seele, wie sie hier vorgestellt wurde, als auch ein unverzichtbares Ele-

ment der Politik ist, zu einem Bindeglied zwischen beiden Seiten der Politik werden könnte. In der Zeit realer Krisen wie der Finanz- und Wirtschaftskrise am Ende des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts besteht freilich eher die Gefahr einer Misstrauensspirale. Das Misstrauen von Seiten der Bürger in die Politiker wird evident, wenn die Wähler von den früher so genannten Volksparteien zu den Flügeln umschwenken, wo man ihnen am einen Ende verspricht, den Markt abschaffen zu wollen, und am anderen mit dem Markt dennoch alles richten zu können. Umgekehrt zeigt sich das Misstrauen der Politiker in die Wähler, wenn sie in ihren Äußerungen dadurch fremdbestimmt sind, dass sie vor allem das versprechen, von dem sie annehmen, dass die Wähler es von ihnen erwarten und dazu noch behaupten, das sei aber jetzt die wirkliche Wahrheit. Die erwähnte Aufklärung über die schwierige Vereinbarkeit, manchmal Unvereinbarkeit von Gemeinwohl und Einzelinteressen ebenso wie die über den notwendigen und guten Kompromiss könnten eines der wenigen effektiven Gegenmodelle sein, um diese Spirale wechselseitigen Misstrauens zu durchbrechen.

Dies führt zu einem notwendigen Blick auf das politische Personal als einem zweiten Beispiel von Nähe und Distanz von Seele und Politik. Warum engagieren sich immer weniger Menschen auf dem Weg über die Parteien in der Politik und warum stellen eben diese dann fest, dass die falschen Leute Politik machten? Wenn die Nachwuchsorganisationen in den letzten 25 Jahren auf bis zu einem Viertel ihrer damaligen Zahlen geschrumpft sind, liegt Nichtmitgliedschaft eben im Trend auch bei anderen Großorganisationen, so eine gängige Erklärung. Hier lohnt jedoch ein genauerer Blick auf das politische Personal, bei dem zunächst auffällt, dass z. B. etwa 80% der Bundestagsabgeordneten ein Hochschulstudium, meist Jura oder Lehramt, haben und etwa die Hälfte berufsmäßig aus dem staatlichen Bereich kommt. Noch aussagekräftiger ist, dass ein Großteil der jüngeren Parlamentsmitglieder, bei Neulingen wohl bald die Hälfte, zuvor nie eine andere berufliche Tätigkeit als eine parteiinterne Funktion ausgeübt hat. Das heißt, dass Abgeordnete/r von einer irgendwann im Lauf des Lebens, jedenfalls vorübergehend ausgeübten Tätigkeit zum Karriereabschnitt eines möglichst durchgängigen Berufswegs wurde, der mit anderen Berufswelten ausschließlich unter den Vorzeichen von Besichtigung, Interessendurchsetzung oder taktischen Mehrheitsüberlegungen verbunden ist. Wenn eine Bildungsministerin heute eine Schule oder Hochschule besucht, drängt sich der Vergleich mit dem Besuch des preußischen Königs im Internat oder gleich mit potemkinschen Dörfern auf.

Es gehört seit Maurice Duverger zu den Wissensbeständen der Parteienforschung, dass Abgeordnete, die nie einen anderen Beruf hatten oder für die das Mandat einen sozialen Aufstieg bedeutete, immer gefügiger waren als Mandatsträger mit attraktiven beruflichen Alternativen. In deutschen Parlamenten bleibt ein Rest von etwa 20% der Abgeordneten, die im Beruf selbständig waren und gegebenenfalls dorthin zurück können. Ansonsten bleiben eher Versorgungsstellen in Vorständen landes- oder bundeseigener Unternehmen. Die Farbe der Gefügigkeit hat sich freilich im Lauf der Geschichte verändert. War es früher eher die Unterwürfigkeit gegenüber den Parteioberen, so hat sie sich immer mehr zu einem komplexen Gefüge von Abhängigkeiten entwickelt, das von den Finanziers aus der Wirtschaft über die Medien bis hin zu den Wahlkampfagenturen reicht, für die dezidierte politische Äußerungen im Wahlkampf eher störend sind. Die Reihe der Symptome für die neuen Abhängigkeiten lässt sich schier beliebig verlängern. Entscheidend für Thema von Politik und Emotion ist dabei, dass das politische Personal etwa auf Bundesebene nicht nur für immer weniger verantwortlich ist, weil die Entscheidungen in Brüssel oder unter Bedingungen der Globalisierung anderswo fallen, sondern dass auch dort, wo die Zuständigkeiten noch vorhanden sind, die Verantwortung auf Politikberater, Expertengremien, externe Gutachter oder gleich Imageagenturen ausgelagert wird. Diese organisierte Unverantwortlichkeit ist unter der Frage, wo Politik die Gefühle anrührt, jedoch nichts anderes als eine



vom politischen Personal als vermeintlich notwendige Überlebensstrategie hingegenommene Fremdbestimmung. Man wird durch das neue Angewiesensein der Mandatsträger auf seine Wiederwahl als Sicherung ihrer beruflichen Existenz auch der Abhängigkeit vom Wähler eine gewandelte Bedeutung beimessen müssen. Wenn die Perspektive auf die Rückkehr in einen anderen Beruf schlecht ist oder es diesen gar nicht gibt, wird man alles daran setzen, mindestens bis zur Erreichung der Abgeordneten höchstspension wiedergewählt zu werden, wofür schließlich die Bürger zuständig sind. Was auf den ersten Blick als Vorzug erscheinen mag, dass sich die Abgeordneten sich dementsprechend auch nach der Wahl um die Anliegen der Wähler kümmern, ist freilich nicht nur unter der Prämisse eines freien Mandats und einer repräsentativen Demokratie systemschädlich, sondern verstärkt den Eindruck der Fremdbestimmung der Mandatsträger.

Bei diesem Gegenstand »politisches Personal« sei noch ein dritter Aspekt hinzugenommen, der die Beziehung von Politik und Emotion belastet und schwierig macht. Tilman Moser hatte schon vor Jahren darauf verwiesen, dass ein die Seele belastendes Grundproblem des politischen Personals darin besteht, dass der Politiker der Meinung ist, nur dann Erfolg zu haben, wenn er zum einen zum Ausdruck bringt, in der Vergangenheit nie einen Fehler gemacht habe und gleichzeitig für alles in der Zukunft eine Lösung zu haben und, – vielleicht psychisch noch destruktiver – dass er oder sie alles besser könne als die politische Konkurrenz. Für das erste ist symptomatisch, dass fast jede Rücktrittserklärung eines Ministerpräsidenten bei einem unfreiwilligen Rückzug – und davon gab es in der Geschichte der Bundesrepublik weit über 50 – mit den Worten beginnt: »Ich habe mir nichts zu schulden kommen lassen, trete aber zurück, um das Amt nicht zu beschädigen.« Die wohl von den meisten noch erinnerte Ehrenworterklärung des Schleswig-Holsteinischen Ministerpräsidenten Uwe Barschel war in der Geschichte der Bundesrepublik wohl die dramatischste Ausdrucksform einer hilflosen Seele.

Bei der Frage der politischen Konkurrenz denken wohl die meisten zunächst an zwischenparteiliche Auseinandersetzungen in Wahlkämpfen und in Parlamentsschlachten. Vermutlich aber sind für die Psyche der PolitikerInnen aus mehreren Gründen viel belastender und in Ihrer Wirkung viel nachhaltiger die innerparteilichen Auseinandersetzungen, die dem auf Revanche Sinnen des Verlierers eine andere Qualität geben als bei zwischenparteilichen Konflikten. Zum einen werden innerparteilichen Kämpfe, weil sie vermeintlich wahlschädigend sind, nur selten formaldemokratisch geregelt in der offenen Wahlschlacht, sondern weitgehend versteckt, man kann auch sagen verdrängt, ausgetragen, was ihr intrigantes Potential deutlich verstärkt. Zum zweiten werden sie gegen »Freunde« geführt, was der Auseinandersetzung einen ganz eigenen Charakter gibt, weil diese ja einerseits der eigenen Karriere genauso, oft mehr noch als der politische Gegner im Weg stehen, andererseits man auf Freunde doch nicht einschlagen kann. Schließlich darf am Ende eines innerparteilichen Kampfes nicht wie die beim Wahlsieg oder Niederlage nach außen dargestellte ganz natürliche Freude oder Enttäuschung, sondern es muss eine gewundene Solidarität gezeigt werden. Diese Differenz zwischen innerparteilichen und zwischenparteilichen Kontroversen zeigt, wie nah man hier am Thema Politik und Emotion ist: Am Wahlabend dürfen die Gewinner und die Verlierer ihrer Enttäuschung Ausdruck geben, manche sogar weinen, auf jeden Fall aussprechen, dass man die Gründe für die Niederlage analysieren werde. Bei einer innerparteilichen Kampfentscheidung steht am Schluss dagegen in der Regel die Erklärung, dass man eine von allen akzeptierte Entscheidung getroffen habe und nun den Blick auf die gemeinsame Zukunft richten werde. Der »notwendige Blick« nach vorne soll von dem eigentlich notwendigen zurück ablenken. Auf der Ebene des Parlaments kann nach der Wahl entsprechend den Regeln der Gegner von gestern zum neuen Koalitionspartner werden – und umgekehrt. Im innerparteilichen Machtkampf gibt es solche Regeln nicht. Hier haben Niederlagen eine weitaus verletzendere

Qualität, weil sie nicht in eine institutionell anerkannte Opposition, sondern allenfalls in als Partei schädigend apostrophierte Flügelkämpfe führen.

Bei der Überlegung, ob und wie Politik an Emotionen rührt oder eben auch nicht, können bei dem Beispiel des »politischen Personals« nochmals zwei Mosaiksteine aus dem Bild des beseelten Menschen in Anlehnung an Csikszentmihalyi als Maßstab dienen. Wohl das wesentlichste Element dieses beseelten Menschen, denkt man an den Kletterer oder den Chirurgen, ist, dass er ganz bei der Sache ist, an den nächsten notwendigen Griff denkt und die Welt darum herum vergisst. Anders gesagt, dem Kletterer in der Wand ist es in dem Moment gleichgültig, ob ihn die anderen für einen guten Kletterer halten und ihn vielleicht zum Vereinsvorsitzenden wählen. Das könnte für ihn tödlich sein. Beim Chirurgen könnten solche Überlegungen für den Patienten tödlich sein. Der Politiker dagegen wird kaum einen Schritt tun, ohne seine Aufmerksamkeit wenigstens auch darauf zu richten, ob dieser wahlfördernd sein kann oder nicht. Wir alle kennen das: Begegnet man einem wichtigen Menschen, wird er mit den Augen schon wieder wo anders sein, es sei denn, dass einem selbst für noch wichtiger hält als sich selbst. Dieses Syndrom »gespaltener Aufmerksamkeit« wird durch die Präsenz der Medien verstärkt und vermittelt letztlich dem Beobachter den Eindruck, dass primäre Interesse des Politikers bei einem Besuch, wo auch immer, bestehe darin, dass darüber möglichst wohlwollend berichtet wird. Bei heiklen Themen oder kritischer Berichterstattung führt dies immer wieder und mit der Zeit vermehrt zu eindrucksvollen Beispielen der Mikrofonvermeidung und Interviewverweigerung. Das andere Mittel ist, wie beim Morgenmagazin auch diese Woche täglich zu beobachten, auf die gestellten Fragen keine Antwort zu geben und dennoch den Auftritt zu haben.

Der andere Mosaikstein aus den Ideen Csikszentmihalyis ist das Wissen, dass die Vorstellung und Realisierung des gelingenden Lebens im Sinne der Flow-Erfahrung einen wichtigen Grund darin hat, das sich Leistungsfähigkeit und Leistungsanforderungen entsprechen. Auf einem einfachen Modell sieht man, dass, wenn das Pendel zur Überforderung ausschlägt, letztlich Angst entsteht, wenn die Anforderungen gegenüber den Möglichkeiten dagegen zu gering sind, Langeweile die Folge sein kann. Der beseelte Mensch im Sinne von Csikszentmihalyi kann dies ausgleichen, indem er etwa beim Musizieren oder Bergsteigen die Schwierigkeit der Stücke oder der Berge der Leistungsfähigkeit anpassen kann und dadurch nicht nur dem Überdruß durch Unterforderung, sondern vor allem auch der Unlust durch Überforderung vorbeugen kann. Dieser Prozess ist es, der die Kreativität und die Freude an der Sache fördert. Und genau diese Chance zu einer kreativen Problemlösung hat der Politiker in der Regel nicht, weil er ja schon vor der Wahl versprochen hat – dies ein vermeintlich eingängiger Slogan auch der jüngsten Wahlplakate – man könne es besser. Die permanente Selbstdarstellung als der/die Überlegene, der/die für alles eine Lösung habe und diese auf jeden Fall die bessere sei, führt wohl nicht nur zu individuellen Charakterveränderungen – man stelle sich vor, man steht jeden Morgen vor dem Spiegel und sagt sich »ich muss heute der Bessere sein« – vielleicht gehen gerade deswegen zunehmend nur Personen mit dafür geeigneten charakterlichen Merkmalen in die Politik – sondern, und das ist gravierender, der Versuch, den Eindruck einer optimalen Allzuständigkeit zu vermitteln, wird von den Adressaten als nicht stimmig, als unwahr und gar nicht möglich wahrgenommen und führt so zu einem grundlegenden systemischen Misstrauen. Freilich, und das verbietet bei dieser Analyse nur in einer Richtung zu deuten, macht das politische Personal immer wieder die Erfahrung, dass auch das Wahlvolk gute Botschaften lieber hört und sich bei der nächsten Wahl daran orientiert, selbst wenn man – wohl zum Schutz der eigenen Psyche – schon vorher zum Ausdruck bringt, dass man um die Haltlosigkeit von Wahlversprechen wisse.

Diese Art der Verführung, an der beide Seiten ihren Anteil haben und die unter bestimmten Randbedingungen auch Tyrannen den Weg ebnet, klappt vielleicht auch deshalb immer wieder, weil der

Wunsch nach einem glücklichen Leben ja eine der menschlichen Grundkonstanten ist, von dem man hofft, dass sie durch die Politik verwirklicht würde. Und in der Tat hatte ja die politische Ideengeschichte von ihren Stammvätern Platon und Aristoteles bis hin zur amerikanischen Verfassung das Glück der Menschen zum vornehmsten Ziel der Politik erklärt. Dabei wurde zwar immer wieder über den Konflikt zwischen einer *volonté de tous* und einer *volonté générale*, zwischen dem Interesse der vielen Einzelnen und dem Gemeinwohl diskutiert, es kam jedoch zu wenig in den Blick, dass dieses Glück als individuelles und als eines in der Gemeinschaft zu verwirklichendes zwei verschiedene Quellen hat. Für den Einzelnen sind es die Momente, wo er/sie ganz bei sich ist, eins mit der Welt in sich und außer sich. Das Glück in der Gesellschaft ist immer Teil eines größeren Ganzen, ist also immer ein geteiltes Erleben, in Abhängigkeit und im Verhältnis zu anderen. Wird man das individuelle Glück etwa in Verbindung mit den berühmten Gipfelerlebnissen sehen können, so führt das Glück in Verbindung mit anderen zum Empfinden von Gerechtigkeit. Dieses aber ist ein relationales Empfinden, wie schon Karl Marx wusste: kommst Du aus einer Hütte und daneben steht eine Hütte, bist Du zufrieden, steht daneben ein Palast, empfindest deine Welt als ungerecht. Hier rührt dann Politik nochmals in anderer Weise an die Gefühle. Auch hier aber ist der Blick in zwei Richtungen wichtig, zum einen, dass der Mensch nicht annehmen darf, dass die Politik seinen Wunsch nach individuellem Glück erfüllen könne. Zum andern aber ist genau die wichtigste Aufgabe der Politik die Verwirklichung des Glücks unter der Gestalt der Gerechtigkeit für ihre Bürger, also für diejenigen, die ihr qua Geburt oder auch qua Zuwanderung anvertraut sind. Dass es um die Momente, wo Politik die Gefühle anrührt und umgekehrt, im Moment nicht zum besten bestellt ist – ideal kann es nie sein, dazu sind die Welten zu verschieden – liegt bei den Einzelnen zu einem guten Teil daran, dass sie versucht sind, auch die Verantwortung für ihr persönliches Glück bei der Politik anzusiedeln, die Politik hat ihren Anteil an den Schwierigkeiten der Verbindung daran, dass sie zum einen zunehmend fremdbestimmt und damit unverantwortlich wird – Stichworte: Medien, Experten, Ratgeber –, zum anderen, dass es ihr nicht mehr gelingt, den Bürgern zu vermitteln, dass es bei all ihren Entscheidungen letztlich darum geht, eine möglichst große Gerechtigkeit für die Gemeinschaft und schließlich weltweit herzustellen, was nicht mit dem größtmöglichen individuellen Glück einhergehen muss. Die Symptome dafür, dass es offenkundig auch in modernen und reichen Industriestaaten zunehmend ungerecht zugeht, die Politik als ihre Grundaufgabe verfehlt, benennen inzwischen auch diejenigen, die noch vor kurzem große Gehaltsunterschiede für leistungsfördernd und marktkonform gehalten haben. Hier kommt man auf Spuren, weshalb Bürger Politik für seelenlos halten und diese den Bürgern daraufhin fast zwangsläufig mit Misstrauen begegnet. Zum Glück wehrt sich die Seele heute bei vielen dagegen, auf diese Spirale mit Resignation zu reagieren, die sie nur weiter führen würde. Fasst man die Vorstellung Csikszentmihalyis von einer beglückenden und gelingenden Tätigkeit unter Stichworten zusammen, die eine Aktivität charakterisieren, die im aristotelischen Sinn ihre Zielsetzung in sich selbst hat, der man gewachsen ist, auf die man sich konzentriert und in ihr aufgeht, offenbart sich schnell, wie schwierig dies mit der Arbeit in der Politik vereinbar ist. Inwiefern dieser Befund symptomatisch für ein gesamtgesellschaftliches Gefühl der Sinnleere ist oder doch eher einen spezifischen Zustand der Politik beschreibt, soll an anderer Stelle weiter diskutiert werden.

Zum Schluss – nach den Fragen nach der Bedeutung des Vertrauens und der spezifischen Bedeutung des politischen Personals bei der Annäherung von Politik und Gefühlen – auch wenn man nichts mehr mit Politik zu tun haben will, bestimmt dieses Nichtwollen die Seele – sei noch ein Blick auf einen Mechanismus getan, dem jeder Mensch unterliegt, bisweilen erliegt und hin und wieder selbst benutzt und der das Verhältnis von Politik und Seele bestimmt wie kaum ein anderer: die Schmeichelei.

Zu den unvergesslichen Restbeständen des Französischunterrichts gehört Lafontaines Fabel vom Raben und vom Fuchs. Letzterer, vom Duft des Käses angelockt, spricht zu »Monsieur le Corbeau«, der, auf einem Ast sitzend, das Objekt der Begierde im Schnabel hält:

»Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!  
Sans mentir, si votre ramage  
Se rapporte à votre plumage,  
Vous êtes le Phénix des hôtes de ces bois.«

Der Rabe, außer sich vor Freude über diese Aussicht, öffnet den Schnabel, um die Schönheit seiner Stimme zu demonstrieren. Der Fuchs schnappt den dadurch herausfallenden Käse und zahlt mit der Moral von der Geschichte: Merke dir, dass jeder Schmeichler auf Kosten dessen lebt, der ihm zuhört – diese Lektion wird wohl einen Käse wert sein. Ob Lafontaine schon um die heute nachgewiesene besondere Intelligenz der Krähen wusste, ist unwahrscheinlich. Sie macht jedoch die Fabel im Hinblick auf eine spezifische Anfälligkeit umso aufschlussreicher.

Der Schmeichler missbraucht das Grundbedürfnis nach Beachtung in der Form der Eitelkeit desjenigen, von dem er etwas zu erhalten hofft, was jener ihm zu geben keine Ursache hätte oder, wie im Falle des Käses, gar nicht geben will. Damit ist bereits Wesentliche über ein Beziehungsmuster indiziert, das sich leicht zwischen Bürger und Wähler aber z. B. auch auf Parteitagungen lokalisieren lässt: 1. Schmeichelei bezeichnet eine auf abgestuften Unwahrheiten (von der Übertreibung bis zur Lüge) begründete, von einer Seite immer absichtsvolle Beziehung. 2. Der für beide Seiten mögliche Vorteil – immerhin konnte der Rabe sich für einen Moment die Hoffnung machen, als Phönix zu gelten – steht somit auf brüchigem Fundament, ist oft nur kurzfristig und für die weitere Beziehung eher eine Belastung. 3. Den Schaden haben nicht nur der Angeschmeichelte, weil er etwas tut, was er eigentlich nicht will, und der Schmeichler, für den schlechtes Gewissen und Angst vor Entlarvung zur Hypothek werden, sondern auch dritte Personen, denen etwas ihnen Zustehendes versagt wird – vielleicht wollte der Rabe den Käse ja seinen Jungen bringen. 4. Je nach gesellschaftlicher Stellung und politischer Einflussmöglichkeit der Beteiligten gewinnt der Vorgang politische Brisanz. Und, dies zunächst als Hypothese formuliert, mit der Höhe der Position wächst nicht nur die Chance, Objekt einer Schmeichelei zu werden, sondern auch die Anfälligkeit dafür. Die politische Dimension der Schmeichelei bestimmte zunehmend die Interpretation von Lafontaines Fabel in der Zeit der europäischen Fürstentherrschaft. Erasmus von Rotterdam weist darauf hin, dass es dem Fürsten am meisten an Freunden fehlte, der gerade sie doch am dringendsten bräuchte. Der Kern des Problems liegt nicht in der gar nicht zu verhindernden Schmeichelei, sondern in der Frage, wie diese gegenüber der Freundschaft zu erkennen ist. Wie soll man unterscheiden? Wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen echter Freundschaft und Schmeichelei ist, dass der Impuls zu letzterer nicht aus Zuneigung, sondern heteronom, aus einem durch sie angestrebten Ziel kommt. Mit der Installation demokratischer Systeme verschwand die Schmeichelei, weil man ihr hier keinen Platz zubilligen mochte, wohl zu Unrecht aus deren theoretischer Reflexion. Manch denkwürdige politische Entscheidung wäre jedoch auch in der Gegenwart eher zu verstehen, wenn für ihr Zustandekommen neben der kritischen Rationalität auch der Einfluss von Schmeichelei in den Blick genommen würde.

Ausgangspunkt aller Überlegungen zur Schmeichelei ist die dem Menschen natürlich zukommende, ihm zustehende Eigenliebe – das Bedürfnis nach Anerkennung. Plutarch formulierte: »Das bringt der Mensch mit«. Und er fügt gleich die Konsequenz an: Liebe macht blind für den Gegenstand, den man liebt. Für die Eigenliebe heißt dies, dass jeder blind für sich selbst, insbesondere für die eigenen

Schwächen ist. So wird die Eigenliebe zum natürlichen Einfallstor des Schmeichlers, der diese individuelle Disposition bei jedem möglichen Opfer als gegeben voraussetzen kann. Er nutzt sowohl dessen Eigenliebe wie die hieraus resultierende Blindheit, um ihn sich durch Komplimente geneigt zu machen, die, je mehr sie dem positiven Selbstbild des Opfers entsprechen, desto weniger als unwahr perzipiert werden. Das Fatale der Schmeichelei auf dem Beziehungsfeld Politik ist, dass das Volk seine Souveränität durch Wahl, d.h. Anerkennung von Personen ausübt, die eben ihr Mandat auf jedem erfolgreich dünkenden Weg zu erreichen suchen, das politische System also auf die hier möglicherweise zerstörerisch wirkende Eigenliebe als notwendige Kraft angewiesen ist. Zugespitzt heißt dies, dass die Frage, wie den Gefahren der Schmeichelei zu entgehen sei, über den richtigen Umgang mit der Eigenliebe zu beantworten ist. Den Schmeichler im andern erkennt man erst im zweiten Schritt, die Arbeit beginnt bei einem selbst: Man muss ehrlich abwägen, wer und wie man ist. Plutarch war Priester im Apollo-Heiligtum in Delphi über dessen Tor die Devise stand: »<math>\epsilon\phi\theta\upsilon\sigma\tau\alpha\iota\ \phi\upsilon\lambda\lambda\alpha\theta\epsilon\iota</math>«. Der göttliche Auftrag des »Erkenne Dich selbst« ist der Anfang zur Abwehr der Schmeichelei, d.h. auch zu einer Gestaltung der Politik auf der Grundlage der Wahrheit, der sich die Seele verpflichtet weiß.

Plutarchs Diogeneszitat »Wer dem Verderben entgehen will, muss treue Freunde oder erbitterte Feinde haben; jene belehren, diese schelten ihn« führt zum zentralen Berührungspunkt von Politik und Gefühlen. Während echte Freunde und Feinde, jeder auf seine Weise, dem Menschen die Chance zur Verbesserung geben, ist der Schmeichler schlimmer als ein Feind. Durch seine, nur eigene Interessen verfolgende Bestätigung gerade der schlechten Seite der menschlichen Seele verhindert er nicht nur Besserung, sondern macht den Menschen eben dadurch noch schlechter. Plutarchs Ziel ist es, dem Menschen ein gutes Leben – ein Leben in Wahrheit – zu ermöglichen. Sein Weg hierzu ist nicht die moralische Vorschrift, sondern die Aufklärung über Methoden des Schmeichlers sowie die Anfälligkeit des Menschen ihnen gegenüber.

Da der Vorgang der Schmeichelei weit über die unmittelbar Beteiligten hinaus wirkt, vermag die Aufklärung über ihre verderbliche Wirkung auch in Gesellschaft und Politik einem besseren Zusammenleben dienen. Die Verbesserungen setzen nicht auf die Aufstellung von Tugendkatalogen und daraus abgeleiteten Forderungen, sondern auf die Fähigkeit des Menschen, sich durch Einsicht in die von der Schmeichelei ausgehenden Gefahren gegen diese zu wappnen. 1. Sie missbraucht und zerstört eines der kostbarsten, für den Menschen lebensnotwendigen Güter, die Freundschaft. 2. Zunächst verändert der Schmeichler seine eigene Identität. Er tut dies jedoch mit der Absicht, auch die Persönlichkeit seines Opfers zu verändern, ihn durch gezielt eingesetzte Formen von Unwahrheit zu einem außergeleiteten Produkt werden zu lassen. 3. Je nach Stellung und Möglichkeiten des Opfers gehen die negativen Wirkungen dieser auf Lügen begründeten Zweierbeziehung weit über sie hinaus und können ganze Institutionen, letztlich Staat und Gesellschaft in Mitleidenschaft ziehen. Wenn wir erinnern, dass die Seele in dem hier gezeigten Verständnis sich dem Sinn des Lebens in der Selbstbestimmung nähert, ist die Schmeichelei mit dem grundsätzlichen Ziel der Fremdbestimmung eines der raffiniertesten Hindernisse, um der Politik ihr bei der Annäherung an die Seele im Wege zu stehen.

Ein Mittel dagegen? Vielleicht ist es einer der wenigen aussichtsreichen Wege, den Gefahren der Schmeichelei nicht zu erliegen, einmal die Seite zu wechseln und selbst die Perspektive eines nach Erfolg trachtenden Schmeichlers einzunehmen. Nicht nur, dass dazu wegen der beiden Seiten der Seele jeder die Voraussetzung mitbringt, sondern vielmehr kann der Perspektivenwechsel zur Erkenntnis führen, dass man selbst häufiger, als einem bewusst ist, das Mittel der Schmeichelei zum Einsatz bringt. Da die Selbsterkenntnis notwendiger Ausgangspunkt jeder Abwehr von Schmeichelei ist, kann das Wissen um die eigene Anfälligkeit dazu beitragen, den gefährlichen Attacken anderer nicht zu erliegen. ihre Wirkung einzudämmen. Sie auszurotten, wird nicht gelingen.

Ein letzter Blick gilt der Zeit. An ihr rühren Politik und Gefühle in ganz eigentümlicher Weise aneinander. Gefühle sind in der Regel langsam.<sup>5</sup> Die Politik praktiziert und fordert nicht zuletzt über das Modell der Konkurrenz eine Art der Beschleunigung, die das Ideal von Selbstbestimmung untergräbt (H. Rosa). Stellt man sich nochmals den normalen Politiker mit dem schweifenden Blick, der Absage an eigene Schwäche und dem nächsten Termin als Ausweis der Wichtigkeit vor, so bleibt ihm keine Zeit für eine selbstbestimmte Tätigkeit, bei der er oder, sagen wir, seine Seele sich wohl fühlt. Muss es einem nicht zerreißen, wenn man vor Entscheidungen steht, die wie beim Atommüll die nächsten 60 Generationen betreffen oder wie bei Gentechnik und Klima gar unumkehrbar sind, man sich aber immer mehr von den Parteispenden derjenigen abhängig gemacht hat, die den Müll und die Gensaat produzieren? Und gleichzeitig will man – den nächsten Wahltermin in ein paar Monaten vor Augen – dem Wähler jedoch den Eindruck vermitteln, dass es bei allen Entscheidungen um sein Wohl gehe. Man kennt die Art des Unterwegsseins, bei der die Seele nicht mehr ankommt. So ähnlich mag es oft dem Politiker bei seinem Tun und dem Bürger mit der Politik gehen. Der hintersinnig aufklärerische Aphorismus Friedrich Carl von Mosers »Verlasset euch nicht auf Menschen, denn sie sind Fürsten«<sup>6</sup> scheint zur Devise vieler Bürger in ihrem Verhältnis zur Politik geworden zu sein.

---

<sup>5</sup> Heiner Hastedt, Der Mensch: Ein krummes Holz in der Höhle, Gefühle, Neurobiologie und die Freiheit des Einzelnen, in: Walfried Linden, Alfred Fleissner (Hg.), Geist, Seele und Gehirn, Entwurf eines gemeinsamen Menschenbildes von Neurobiologen und Geisteswissenschaften, Münster 2005, 36.

<sup>6</sup> Friedrich Carl Freyherr von Moser, Politische Wahrheiten, I. Bd., 1796, X.